

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

75 (1.4.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 25

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 25.

Karlsruhe, Dienstag den 1. April 1913.

33. Jahrgang.

## Inhalt der Nr. 25:

Johanna. — Der Völkerring der Fürsten 1913—1815. — Americi. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

## Johanna.

Die Geschichte einer Verwirrung.  
Von Peter Scher.

(Nachdruck verboten).

Eines Tages, auf dem See im Bois — Madames rotblondes Haar sprühte in der Augustsonne — lächelte die schöne Frau über das Wasser hin und sagte: „Nächste Woche sind wir in London!“

„Ich sah Kerzengerade, ließ die Ruder los und starrte sie an.“

Madame sagte träumerisch: „Fred hat sich entschlossen, wir bleiben länger in London!“

„Ich griff nach dem entgleitenden Ruder und tauchte es mit einem Ruck ein, daß das Wasser aufspritzte. Das Boot schwanke heftig. Sie schrie leise. Ich ruderte wie ein Indianer. Ein Keel am Ufer machte einen obdunkeln Wis; ein Mädchen freischte. Als ich inne hielt und tief atmend aufschah, erhob sich die schöne Frau und furchlos aufrecht im Boote stehend, legte sie ihre schmale weiße Hand auf meinen Arm: „Wie deutsch Sie sind!“

In meinen Schläfen brannten Scham und Wut. Ich würgte an zwei dummen Worten: „Biel Glück!“

Madame, beim Abschied: „Und nicht wahr, lieber Freund — Sie nehmen Johanna mit nach Berlin zu meiner Schwester? Nach London können wir sie doch nicht...“

Vielen, vielen Dank und Wiedersehen daheim — im nächsten Jahr!“

„Ich küßte ihre Fingerspitzen, kniff die Lippen zusammen, sah ihrem Wagen nach — minutenlang.“

Johanna — das war die Dadelin.

Und Joh?!

Ah, Johanna — wie deutsch wir Dadel sind!

Johanna hatte ein goldbraun glänzendes Fell, das mich an das Haar ihrer Herrin erinnerte. Aus ihren seelenvollen Augen schien beständig ein sanftes, wenn auch nicht ganz vorwurfsfreies Verwundern zu fragen: Was soll mir mein Gemüt in dieser Stadt?

Ich liebte sie.

Einmal, als wir mittags im Bois am See spazierten, führte sie ihre Nase so dringlich den Boden entlang, daß ich stehen blieb. Auch sie blieb stehen. Wir sahen uns an — und gingen bewegt weiter. Ich schenkte ihr für zwanzig Centimes Hackfleisch.

Am nächsten Tage ging ich, mit Johanna an der Leine, zum Quai Montebello, um nach meiner Gewohnheit in alten Büchern und Gerümpel zu wühlen. Unterwegs fiel es mir auf, daß uns, in geringem Abstand, hartnäckig ein Hund folgte. Einer jener Pariser Hunde, in deren ganzem Bau und Ausdruck eine gewisse frivole Ueberlegenheit nicht zu verkennen ist.

Johanna sah sich öfter nach ihm um.

Herr Ducrot zeigte mir eine Plakette, gezeichnet David 1835. Ich griff zu, ließ von Begierde Johannas Leine fallen, handelte in zehn Minuten einen Franken herunter und erhielt die Plakette für 8 Franken 40 Centimes. Als ich mich umfah, war Johanna verschwunden. Ich erblickte, Herr Ducrot wies hämisch hinüber nach Notre Dame. Ich rannte, daß die Leute brüllten. Ducrots Wiehern prasselte auf meinen Rücken.

Es war zu spät. Inmitten eines Kreises von lachenden Bummelern sah ich Johanna und — den andern. Im Angesicht von Notre Dame! Sie wedelte vergnügt, als sie mich sah.

Auf dem Heimweg überflog ich die Zahl der Wochen die ich in Paris noch vor mir hatte. Mit dunklen Ahnungen ging ich zum Concierge, der auch einen Hund besaß. Er klopfte Johanna lächelnd auf das rote Fell.

„Freihestens in zehn Wochen, Monsieur!“ sagte er beruhigend, „eher auf keinen Fall.“ Ich gab ihm dankbar noch 50 Centimes. Und er setzte hastig hinzu: „In besonderen Fällen dauert es sogar elf Wochen, Monsieur.“

Ich atmete auf. Johanna wedelte.

In der neunten Woche nach dem Zwischenfall bei Notre Dame lud ich eines Morgens Johanna in eine Droschke. Sie hatte schon etwas Mütterliches an sich und schnauzte sehr; aber der Concierge versicherte mir beim Abschied nochmals mit acht Schwüren, daß es noch lange nicht so weit sei.

Ich löste für uns beide Karten nach Berlin. Als wir Paris verließen, hob ich Johanna ans Fenster und zeigte ihr die Richtung von Notre Dame. Aber sie schnauzte mir. Ich schnauzte mit und streichelte ihr rotes Fell.

Adieu Paris!

In Köln übernachteten wir. Alles ging gut. In freudiger Dankbarkeit kaufte ich für Johanna ein Beefsteak. Aber sie schnupperte nur wehmützig daran und ließ es liegen. Sie fing an, sich in merkwürdigen Schlangenumwindungen zu bewegen. Mir wurde Angst. Mit dem ersten Zuge führen wir weiter. Ich streichelte sie und redete ihr gut zu; sie leckte meine Hand und sah mich seelenvoll an, daß alle Furcht von mir wich.

Der alte Herr mir gegenüber hielt die Zeit endlich gekommen, mich in ein Gespräch zu ziehen.

„Nee — so ä hosterliches Dierchen“, sagte er und wollte sie streicheln. Sie aber schnappte gereizt nach seiner Hand. Der alte Herr lehnte sich beleidigt zurück. Plötzlich bog sich Johanna zitternd zusammen und brachte winkelnd ein Junges auf die Welt. Wir führen hoch und starrten uns entsezt an.

„Ich leuchte: „Johanna — laß das!“

Der alte Herr freischte: „Herr, bedenken Sie die Geschichte, wenn meine Tochter aus'n Speisewagen kommt — e un schuldiges Kind!“

Ich entschuldigte mich und zog mit meinem Plaid eine Art spanische Wand um Johanna.

Das Ereignis sprach sich im Zuge herum. Von allen Seiten kamen Reisende und gratulierten. Der Gang stand voll Menschen. Hinter dem Schirm erklang betäubendes Quieten. Als ich es wagte, wieder dahinter zu sehen, waren bereits drei kleine Ungehener vorhanden.

In Hannover waren es sechs; in Stendal kam das siebente.

Jemand sagte: „Wis Berlin wird das Duzend voll.“

Alle lachten. Wir standen Tränen in den Augen. Johanna leckte ihre Kinder.

Berlin. Bahnhof Friedrichstraße. Ich ging neben dem Dienstmann, der Johanna und den Koffer trug. Auf meinem Arm hielt ich den Plaid mit den sieben rätselhaftesten Geschöpfen, deren Getreisch die Luft erfüllte.

Bei der Willettagabe hielt man mich an. „Ein Hund?“ fragte der Mann, beugte sich vor und starrte auf meinen Plaid: „Und was ist das?“

„Noch sieben Hunde!“ brüllte ich, zum Neuzersten getrieben.

„Zurück —“ donnerte der Beamte, „nachzahlen!“

Ein Berliner erbarmte sich meiner. „Was Hunde — sagte er „det sin ja junge Papajei!“

Johanna winkelte. Die Kleinen freischten. Der Dienstmann fluchte.

Ich aua mein Portemonnaie.

um Umfang. Zahlreiche neue Mitarbeiter treten ihr bei, wie die Universitätsprofessoren Paul Joel (Basel), Alfred Weber (Weidenberg) und Th. G. Masaryk (Prag), ferner Alfred Lichtwark, Alfonso Paquet, Carl Mondrera, Jules Romains (Paris), Ku-Hung-Wing (Shanghai) u. a. In den nächsten Tagen erscheint die Aprilnummer als ein nationales Sonderheft, das durch Vertiefung der Volksgesinnung die nationale Phrase bekämpft. Aus dem reichhaltigen Inhalt seien vorläufig genannt: Max Christlieb: Paul de Lagarde; Gustav Steffen (Stockholm): Volkstum und Demokratie; Ernst Jissauer: 1813 und Wir; Ernst Horneffer: Religion und Nation.

## Für unsere Frauen.

### Bettmässende Kinder.

In mancher Familie ist ein bettmässendes Kind zum Plagegeist der Mutter und zur Last für die andern Familienglieder geworden. Fast immer wird von Seiten der Eltern diesem Uebel kein Widerstand entgegengesetzt außer in Form von (leider sehr oft körperlichen) Bestrafungen. Man hält für Faulheit, was nach übereinstimmendem Urtheil der Aerzte in krankhaften Störungen seine Ursache hat.

Selbsterständig wird durch Strafen dem Kinde nicht geholfen, sondern nur geschadet. Die ewigen Vorwürfe der Eltern und die Verfolgungen und Verhöhnungen der Geschwister und Kameraden schwächen es ein und machen es verschlossen, wodurch das geistige Fortkommen des Kindes erheblich gehemmt wird. Im besten Fall nimmt man den Zustand als ein Mißgeschick an, gegen das man nichts vermag und tröstet sich damit, daß es doch mit der Zeit vergeht, um so mehr, da man sich erinnert, daß eines der Eltern oder älteren Geschwister „es auch hatte“. In der That ist gehäuftes Vorkommen in einer Familie oder in verschiedenen Generationen nicht selten.

In neuerer Zeit haben sich die Anschauungen geändert. Es hat sich gezeigt, daß in der Mehrzahl der Fälle es sich nicht um örtliche Erkrankung der Harnorgane (natürlich gibt es auch solche, bei Kindern allerdings seltene Fälle), sondern um hochgradige nervöse Erscheinungen handelt, die entsprechend behandelt werden können und müssen. Mit Erfolg wird die Krankheit in letzter Zeit mit Elektrizität und sogar durch Hypnose beeinflusst. Doch ist diese Behandlung natürlich Sache eines Spezialarztes. Jeder Mutter ist dringend zu raten, ein an Bettmässen leidendes Kind einem sachverständigen Arzte zuzuführen, vor allem um durch genaue Untersuchung festzustellen, ob gerade im gegebenen Fall das Bettmässen ein Resultat einer allgemeinen nervösen Störung ist.

St dieses festgestellt, so kann sich die Mutter einiger erzieherischer und diätetischer Ratschläge bedienen, die mit viel Geduld angewandt und bei genügendem Verständnis und gutem Willen des Kindes die ärztlichen Verordnungen ergänzen und sich oft guter Resultate erfreuen werden.

Als erstes gilt das „systematische Wecken“: zweimal bis dreimal muß das Kind im Laufe der Nacht stets pünktlich zur selben Stunde geweckt und zum Wasserlassen angehalten werden. Wenn dies im Anfang auch sehr unständig ist, so genügt doch bald zwei- und später einmalige Weckung. Nun ist es bekannt, daß gerade bettmässende Kinder abnorm tief schlafen, was das Wecken manchmal sehr erschwert. Um diese Schlafstiefe zu vermindern, muß das starke nächtliche Nickerbedürfnis dadurch herabgesetzt werden, daß man das Kind gewöhnt, am Tage zwei Stunden zu schlafen. Auch muß es früh zu Bett gehen und warm zugedeckt werden. Das Zukende des Bettes ist zu erhöhen und am besten ist es, wenn das Kind sich gewöhnt, auf der Seite zu schlafen, da bei Rückenlage der Harn leichter abfließt. Die Seitenlage ist nicht immer leicht zu erzielen, deshalb kann man sich damit helfen, daß man am Rücken des Kindes eine Wurst befestigt, die durch den Druck beim Umdrehen auf den Rücken das Kind sofort veranlaßt, wieder die Seitenlage einzunehmen. Diese Maßnahme erscheint etwas barbarisch, bewährt sich aber gut.

Sodann muß die nächtliche Harnmenge möglichst vermindert werden. Durch Beschränkung der Flüssigkeitsaufnahme. Von 4 Uhr nachmittags ab gibt man dem Kinde nichts mehr zu trinken, auch keine Milch, da der größte Teil der Milch sich als Harn wieder durch die Nieren ausscheidet. Das Durstgefühl kann durch Obst gestillt werden.

Die Kost muß streng vegetarisch sein, da dies bekanntlich die Harnmenge herabsetzt und auch sonst den Kindern sehr gut bekommt.

Schließlich muß noch betont werden, daß Kaffee, Bier, Wein, überhaupt jedes alkoholische Getränk wie alle scharfen Gewürze streng verboten sind.

Im Sommer ist es sehr zweckmäßig, das Kind so leicht wie möglich gekleidet (Badekostüm) sich fleißig an der Luft be-

wegen und von der Sonne bestrahlen zu lassen. Dieses führt zur stärkeren Wasserverdunstung und legt auch die Urmenge bedeutend herab. Alles Gesagte bezieht sich nur auf geistig normal veranlagte Kinder, da nur in diesem Fall eine solche „pädagogische Kur“ Erfolg haben kann. Geistig schwache bettmässende Kinder müssen den entsprechenden Heilanstalten überwiesen werden.

### Schulkinder-Elend.

Die ganze jämmerlichkeit unserer sozialen Verhältnisse kann man an unseren Schulkindern erkennen, an dem körperlichen Elend unserer Volksschulkinder. Die Schuldeputation der Stadt Berlin hat jetzt aus den Einzelberichten der 60 Schulärzte einen Gesamtbericht zusammengestellt, der einen Einblick in die traurigen gesundheitlichen Verhältnisse unserer Volksschuljugend gewährt.

9,73 Prozent der Schulanfänger mußten wegen einseitiger Schulunfähigkeit ausgesondert werden und 47 619 Kinder überhaupt 224 424 Gemeindegemeinschaften standen im letzten Jahre in Ueberwachung, das sind 21,22 Prozent. Darunter waren unter anderem 7856 Kinder mit ungenügendem Kräftezustand, 1746 mit Rachitis, 2916 mit Skrofulose, 1617 mit Lungentuberkulose, 1220 mit Wirbelsäuleverkrümmungen und 2776 mit Druschschäden.

Ähnlich traurig liegen die Verhältnisse in den anderen Städten, in denen Untersuchungen der Art angestellt worden sind, besonders in den Großstädten. Ihre Ursache haben solche Zustände in der sozialen Lage der dritten Massen, aus denen sich die Volksschüler ja vor allem rekrutieren. In den höheren Schulen liegen die Verhältnisse erfahrungsgemäß wesentlich günstiger.

Man sollte meinen, daß man bei solchen Zuständen doch wenigstens bedacht ist, die Schulräume möglichst gesund und einwandfrei zu gestalten. Aber die hygienischen Verhältnisse in unseren Schulräumen lassen im Gegentheil recht zu wünschen übrig. Oft werden Heizungsarten angewandt, die die Luft so trocken machen, daß direkte gesundheitliche Schädigungen nachweisbar sind. Und dann der Staub! Prof. Hartmann-Berlin stellte auf Grund einer Umfrage fest, daß von 31 deutschen Großstädten nur in 16 die Schulzimmer täglich nach gereinigt werden, während in den 15 übrigen nur drei- oder gar nur zweimal wöchentlich gereinigt wird! Dabei hat man seinerzeit festgestellt, daß von einer Leipziger Schule pro Klasse 191 Gramm, bei nassem Wetter sogar 227 Gramm Schmutz herausgeschafft wurden. Und in seinen Untersuchungen über die organischen Bestandteile des Staubes fand Dr. Herr in 1 Kubikmeter Großstadtluft 500—1000 Keime und in 1 Kubikmeter Berliner Schulluft 15 000 Keime.

Müßten nicht die besten und modernsten Entstaubungsapparate gerade gut genug sein, um die Räume zu reinigen, in denen sich unsere Jugend aufhält? Doch dienen derartige moderne Kulturwerkzeuge ja nur den Besitzenden. Hier handelt es sich ja nur um das niedere Volk. Dafür sind Lappen und Besen ein paar mal in der Woche eigentlich noch zu viel.

Mutter- und Säuglingsfürsorge unter Ausschluß der Frauen. Das gibt es in Oesterreich nach der österreichischen „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“. Das Komitee für das Jubiläumswort, die Errichtung einer Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge hat nämlich mit großer Sorgfalt jegliche Teilnahme von Frauen an seinen Beratungen zu vermeiden gewünscht. Also eine Emanzipation der Männer auf einem Gebiete, das bisher stets als Frauensache galt!

Frauen als „Ausfuhrartikel“. Unter großer Heiterkeit hat der konservative Abgeordnete Dr. Oertel im Reichstage befürwortet, deutsche Frauen in die Kolonien zu schicken. „Frauen sind der beste Ausfuhrartikel, den wir haben.“ Selbst unsere Kolonialschwärmerinnen, deren es eine ganze Anzahl in Deutschland gibt, werden nicht gerade erbaunt von dem Ton des Herrn Dr. Oertel sein. Als Ware betrachtet zu werden, die man beliebig verschicken kann, ist ein bißchen hart.

Wer sich ein Pariser Kostüm fast umsonst beschaffen will, der nehme die neueste Nummer des tonangebenden Weltmodenblatts „Größe Modenwelt“, mit Fädebnennette, Verlag John Henry Schwerin W. 57, zur Hand, suche sich ein passendes Modenbild aus den wunderwollen Genrebildern aus, die dies ausgezeichnete Blatt bringt, und fertige sich das Kostüm mit Hilfe des mustergetreuen Schnittbogens selbst an. Was Reichhaltigkeit, Vornehmheit und Willigkeit anbetrifft, ist heute diesem betannten Unternehmen sich nichts an die Seite zu stellen. Abonnements auf „Größe Modenwelt“ mit Fädebnennette (man achte genau auf den Titel!) zu 1 Mk. vierteljährlich (wofür 6 Nummern geliefert werden) nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probenummern bei ersterem und durch den Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 57.

# Der Völkerkrieg der Fürsten 1813 — 1815.

Von Kurt Eisner.

## Zweites Kapitel: Napoleons deutsche Politik. IV.

Der Abbruch des Feudalismus in Deutschland wurde in derselben Weise gründlicher, als die Einzelstaaten in größerer und intimerer Abhängigkeit von Napoleon waren. Am weitesten ging die Aufräumungsarbeit des Alten und die Neuschöpfung des modernen Staats im Großherzogtum Berg, wo alle Spuren der Leibeigenschaft vernichtet und auch die Natural- und Geldleistungen der Bauern ohne Ablösungspflicht aufgehoben wurden. Der Rechtsstaat bürgerlicher Gleichheit wurde nahezu durchgeführt im Königreich Westfalen und im Großherzogtum Frankfurt. In Bayern herrschte unter dem Ministerium Montgelas ein aufgeklärtes Regiment von einem fast überreifen und allzu bürokratischen Reformdrang. Aber die Verfassung, die auf wiederholten dringenden Wunsch Napoleons nach dem Muster der westfälischen ausgearbeitet und auch verkündet wurde, blieb hier noch auf dem Papier. Auch mit der Einführung des Code Napoleon, für die sich der Kaiser inständig einsetzte, wurde nur begonnen, die Uebersehung Feuerbachs blieb in den Anfängen stehen, da der Adel dem demokratischen Gleichheitsprinzip dieses Gesetzbuchs hartnäckig Widerstand leistete. Ähnlich war es in Württemberg. Am weitesten hinter den Rheinbundstaaten zurück blieb das unabhängige Preußen. Den kümmerlichen Reformen, die dort den Löwenhaft kämpfenden Junkern abgerungen wurden, tut man wahrhaftig zu viel Ehre an, sie als nationale Wiedergeburt zu deklarieren. Von der schamlosen Bauernberaubung unter der Firma der Bauernbefreiung gar nicht zu reden, hielten auch alle übrigen Neuerungen keinerlei Vergleich mit dem frischen Leben der Rheinbundstaaten aus. Nur ängstliche Ansätze und heuchlerische Vorspiegelungen, die den alten feudalen Polizeistaat mehr erhielten als veränderten. Man darf die Wichtigkeit dieser höchst unerheblichen Fiktion nicht an den redlichen Bemühungen erfolgreicher Entlastungen und auch nicht an dem gewaltigen Haufen verschriebener Akten messen.

In allen Rheinbundesstaaten war gleichmäßig die Freiheit und Gleichheit der Geburt anerkannt, wurde die Gewissensfreiheit gewährt, die Gleichberechtigung aller Konfessionen gesichert, die Privilegien des Adels, namentlich die Steuerfreiheit gestiftet, die bürgerliche Leibeigenschaft, wenigstens ihre größten Fesseln, beseitigt. Wo das französische Recht eingeführt war, und es war Napoleons ernstes Bemühen, es zur Grundlage aller Staaten seines Machtbereichs zu machen, wurde den Juden das Ghetto geöffnet und ihnen die volle bürgerliche Gleichberechtigung geschenkt, erhielt der deutsche Untertan zum erstenmal Rechtssicherheit. Die jetzt verkündete Gleichheit vor dem Gesetz war eben solche Revolutionierung der Zustände wie die Einführung der militärischen Leibeigenschaft der Bauern. Erst Napoleon schuf aus dem gebückten Untertan den deutschen Rechts- und Staatsbürger. Vor ihm gab es so viel Gerichtsbarkeiten wie Stände: vom Adel, der über allem Gesetz stand, bis zu dem Bauern, der großen Masse der Bevölkerung, der unterhalb allen Rechts vegetierte, für den der Gutsherr zugleich Unternehmer, Feuereintreiber, Gesetzgeber, Richter, Berufungsinstanz, Beklagter, Vollstreckungsorgan in einer Person war. Jetzt gab es eine unabhängige Justiz, gleich für alle, ein öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Geschworenengerichte. In Westfalen wurden bereits die Rünfte eingeprengt und die Gewerbefreiheit eingeführt. Die Verfassung gestand freilich nur eine Vertretung von Besitz und Bildung zu, und das Parlament selbst war ohne gesetzgeberische Initiative. Dennoch war es ein gewaltiger Fortschritt, der erste Anfang politischen Lebens in Deutschland überhaupt. Diese Parlamente waren durchaus nicht bloß dekorativ. Im Königreich Westfalen stimmte gleich der erste Reichstag den Grundsteuerentwurf der Regierung

mit großer Mehrheit nieder. Und welcher Geist dort herrschte, das zeigt die Rede eines bürgerlichen Deputierten und Landwirts, Hofbauer, der zu dem umgearbeiteten Entwurf der Regierung bemerkte:

„Wenn mich nicht alles trügt, so liegt mehr Liebe, Abhängigkeit und Vertrauen in einem abratenden Gutachten als in dem billigen. So hat es auch der König genommen, weise und freundlich hat er sich nach den näheren Gründen erkundigen lassen, worauf die Nichtannahme des Gesetzes beruhe, und hat dadurch Ihnen, seinem Reiche und ganz Deutschland den Beweis gegeben, wie sehr er den Ratsschluss seiner treuen Stände achtet. Welch ein herrlicher Beleg für die großen Eigenschaften unseres geliebten Monarchen, für seine weise, nachsichtige, wohlwollende Regierung! Welch ein Triumph für die Meinung des Auslandes von dem Werte unserer Konstitution.“

Und weiter:

„Man kann von dieser notwendigen Summe nichts zu nicht wegbalotieren, aber auf welche Art diese Abgaben verteilt und reguliert werden, ob sie von dem notwendigsten Bedarf des Armen, oder von dem Ueberflusse des Reichen genommen werden sollen, ob Gewerbe, Handlung und Industrie dadurch befördert oder erweitert werden, ob das Volk in seinen gewöhnlichen Handlungen und Gemüthen durch bloße Förmlichkeiten und Zwangsgeetze nicht unnötig gedrückt und geängstigt werden, darin liegt der edlere Teil der Finanzgesetzgebung, sehr häufig so viel wert als die Abgabe selbst. Derjenige wird auch der heutigen königlichen Aufforderung den Willen Sr. Majestät am besten erfüllen, der ihr der Werteste sein, welcher, frei von eigenen Rücksichten, nach seiner besten Erkenntnis, gewissenhaft das Wohl des Vaterlandes, der Arbeiter und der Armen, am aufrichtigsten beherzigt und durch seine Angel entscheidet.“

Das waren in Deutschland unerhörte Worte. Der knechtische demütige Untertan war auf einmal, trotz aller überlieferten monarchischen Subdigungen, ein selbstbewußter Bürger geworden. Dieses erwachende Selbstbewußtsein ergriff sogar die Bauern, die sich eben noch geduldig als Schlachtvieh von ihren Landesherren über den Ozean hatten verkaufen lassen und Jahrhunderte hindurch die unbegrenzte Willkür des Grundherrn stumm ertragen hatten. Jetzt widerstrebten sie auch, nach Beseitigung der Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit, den letzten Resten der alten Sklaverei sich zu fügen. Sie wollten keine uralten Verpflichtungen mehr gegen den Herrn von gestern anerkennen und drohten mit einem Ernstestreit. Es wurden keine Soldaten gegen die rebellierenden Bauern ausgesandt, sondern sie wurden in einer friedlichen und verständlichen Proklamation aufgefordert, vorläufig die Dienste, zu denen sie verpflichtet waren, gegen Entgelt noch zu leisten, unter Anspruch von Schadenersatz gegen den Grundbesitzer, wenn er unberechtigte Anforderungen stellte.

Die Einwirkung Napoleons auf die innere Verfassung, Verwaltung und Justiz in den sonst selbständigen Rheinbundstaaten war dem Kaiser wichtiger als die militärische Hilfe. Er wußte, daß all die aus ihren Privilegien gestützten Elemente, die entthronten Reichsunmittelbaren, aber auch die vor seiner Macht zitternden noch regierenden Fürsten, der Adel, der Klerus, die entlassenen Beamten und Offiziere den ersten Augenblick seines Niedergangs benutzen würden, um sich gegen ihn zusammenzurufen. So strebte er vor allem nach der rechtlichen Einheit des ganzen seiner Herrschaft unterworfenen und seinem Einfluß zugänglichen Gebiets. Er wollte durch die Befreiung der Völker aus alten Banden sich erst die unzerstörbare Grundlage für seine Macht gestalten, indem er die Massen des Volkes innerlich an sich fesselte.

Dieser Hauptgedanke seines Systems äußerte sich besonders eindringlich beim Tiroler Aufstand, dieser einzigen großen Volkserhebung Deutscher seit dem Bauernkrieg, die doch nur ein tragikomischer Kampf für fremde Interessen gegen fortschrittliche Reformen, gegen Beseitigung mittelalterlicher Mißbräuche und Privilegien war. Napoleon, für den gerade diese Erhebung ein Beweis für sein Mißtrauen in die Vernunft der Völker sein konnte,

war über die Gründe des Aufstandes wie folgt berichtet worden: „Die Tiroler sind seit unendlichen Zeiten an die forterblichen Formen ihrer Freiheit gewöhnt, und so stießen sie ein Regime zurück, das, trotz der wahrhaft vaterländischen Maßnahmen des Königs, sich doch als Belästigung einer willkürlichen Verwaltung fühlen, wenigstens so aufzufassen läßt. Der Adel hat seine Rechte verloren, ohne irgend einen Vorteil für das Volk, das heute an einen fernen Herrscher bezahlet, was es ehemals seinem Schloßherrn entrichtete, der ihnen zu leben gab. Die Mäke der Städte sind erstickt durch anmaßende Kommissare, die ständische Verfassung ist durch nichts ersetzt.“ Infolge dieser Information ließ Napoleon Bayern, das sich gegen die beabsichtigte Teilung Tirols wandte, wissen: Der Kaiser müßte sich, um diesen Wunsch zu erfüllen, gänzlich von zwei Grundfragen entfernen, die er sich seinen Augenblick gestattete, willkürlich außer acht zu lassen, wenn es sich um die Maßnahmen handelte, die für die eroberten Länder zu treffen wären. „Sie bestehen darin, Einrichtungen zu schaffen, die so viel wie möglich übereinstimmen mit dem allgemeinen Interesse der in demselben Allianzsystem vereinigten Völker, und die zugleich gerecht gegen jeden Verbündeten sind. Tirol schien ein mächtiges Bollwerk gegen den gemeinsamen Feind zu sein, Bayern empfing es, und es wurde ihm in dieser Hoffnung gegeben. Die Ereignisse des letzten Krieges haben sie grausam getrübt. Seine Majestät untersucht nicht die Ursache, die Will nicht in die Vergangenheit zurückgehen. Aber in der Verpflichtung, die sie hat, die Zukunft zu berechnen und sich ihrer zu sichern, fragt sie sich, ob der Besitz Tirols für Bayern nicht vielmehr ein Uebel als ein Gut sein würde, wenn der Hof von München die Mittel hat, es zu unterwerfen und es untertänig zu erhalten. Denn das bedeutet wenig, dieses Land durch Waffen- und Gewalt zurückzuführen, wenn die Gefühle die gleichen bleiben und nur auf eine neue Gelegenheit warten, neue Aufstände zu erzeugen. Nach der Ansicht Seiner Majestät gibt es nur zwei Mittel, die gleich notwendig sind, um Tirol zu geben, was es braucht. Das erste ist, ihm eine Verfassung zu geben, die es verhindert, sich nach seiner früheren Lage zurückzuziehen und die es seine gegenwärtige Lage lieben läßt. Das zweite ist, es zu teilen; denn wenn seine Parteien aufhören, demselben Zentrum zu gehören, werden sie auch nicht mehr jene Gemeinsamkeit der Ziele, der Interessen und Leidenschaften haben, welche sie fortzieht, und jenes Bewußtsein ihrer Stärke, das sie zum Widerstand ermutigt.“

## Allerlei.

„Luftkühler“ in der Aviation. Die vielen Todesopfer, die das Flugwesen gefordert hat, sind ihren Gründen nach nicht alle aufgeklärt. Oft lesen wir: Die Bänderung setzte aus, oder der Motor versagte usw. Wenn aber dann Sachverständige die Trümmer des Apparates untersuchen, so finden sie bei dem wegen seiner Massivität meist intakten Motor, daß feinere Fehler bei demselben festzustellen sind. Oft wird auch behauptet, daß ein plötzlich auftretender Luftstrom den Apparat von der Seite gepackt und zum Kentern gebracht habe. Bei der heutigen Entwicklung unserer Flugzeuge, die eine ungemein große Stabilität und Aufrichtbarkeit besitzen, gehören dergleichen Fälle aber zu den Seltenheiten. Wir haben bereits eine ganze Anzahl von Apparaten, die eine Flächenverwindung gar nicht mehr nötig haben, sondern die einzig und allein durch eine ungemein geschickt berechnete Schwerepunktlage ausbalanciert sind. Man wirft also immer wieder von neuem die Frage auf, woher die Unfälle kommen. Eine sehr interessante Antwort hierauf hat der bekannte Flugtheoretiker Zeinle in Johannesburg gefunden und das Ergebnis seiner Forschungen mit mathematischen Formeln belegt. Aus dieser Fülle von Formeln wollen wir ein für den Laien greifbares Ergebnis zusammenstellen, welches zeigt, daß bei Flugunfällen Momente mitwirken, an die man bisher gar nicht gedacht hat. Der genannte Ingenieur weist nach, daß jedesmal dann, wenn sich durch Stürme oder auch sanftere Luftbewegungen an einem Punkte eine Verdichtung der Luftmassen gebildet hat, notgedrungen dann an einem andern Punkte eine Verdünnung der Luft eintreten muß. Hat ein Apparat eine solche Luftverdichtung zu überwinden, so tut er dies mit großer Schnelligkeit, oder richtiger gesagt, mit einem großen Aufwand von Motorleistung. Gerät

er nun nach Ueberwindung des Hindernisses in ein Vacuum, so vermag die dünne Luft ihn nicht zu tragen und der Apparat fällt, oder wie der Fachmann sich ausdrückt, „sack durch“. Geschieht ein derartiger Fall in größeren Höhen, so hat er nicht viel auf sich denn nach einem Sturz von 20 bis 30 Meter wird er wieder in dichtere Luft gelangen, die er durch seinen Fall noch mehr komprimiert, so daß der Apparat wieder getragen wird. Geschieht ein solches Ereignis aber wenig über dem Erdboden, etwa beim Landen, so sackt der Apparat bis zur Erde durch und zerschellt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Tod des ersten kühnen Alpenüberfliegers Chazez auf dieses Naturereignis zurückzuführen ist; es ist garabegau tragisch, daß nach Ueberwindung der enormen Hindernisse, die sich diesem Flieger bei seinem mehrstündigen Fluge boten, ein nichtiger Umstand sein Ende herbeiführen mußte.

Ueber Sonne und Städtebau schreibt der „Kunst u. Kulturwart“: Wie wichtig das rechte Verhältnis von Sonne und Schatten für die Wohnung ist, darauf wurde im „Kunstwart“ schon öfters hingewiesen. Jetzt, wo es in Preußen endlich ein neues Wohnungs-gesetz geben soll, verlohnt es sich, einmal gründlich auf diesen Punkt zurückzukommen; denn die alten, viel beklagten Uebelstände können in Zukunft nur verhindert werden, wenn man von vornherein eine falsche Fiktion der Straßensysteme unmöglich macht. Wenn jemand eine Wohnung mietet, so ist allemal eine der ersten Fragen: Hat die Wohnung Sonne? und in der Tat ist es von höchster Wichtigkeit, Sonne — aber auch nicht zu viel Sonne zu haben. Sogar im Sonnenland Italien, in dem die Bevölkerung den größten Teil des Jahres auf der Straße lebt und, wie man meinen sollte, Luft und Sonne genug haben müßte, hat sich die Minderzahl des Sonnenlichts in der Wohnung zu einem bedeutsamen Sprichwort niedergeschlagen. Es gibt Wohnungen, deren Fensterreihe ganz nach Norden gelegen ist, in deren Zimmer nie ein Sonnenstrahl dringt. Es gibt solche, die die volle Sonne des ganzen Tages — „genießen“, kann man da kaum noch sagen; denn im Sommer wird dieser Vorzug zur Qual. Welche Arten Wohnungen sind mit Recht sehr unbeliebt. Sie gehören den Straßen an, die genau von West nach Ost laufen. Was nun beim Städtebau vermieden werden könnte und müßte, wäre das Anlegen solcher Straßensysteme. Wenn die Fluchtlinie am nähernd über Kreuz zu den Himmelsrichtungen gezogen würde, so wäre jeder Wohnung ihr Recht an Sonne und Schatten, je nach Tages- und Jahreszeit, gesichert. Damit wäre viel für die Gesundheit der Bewohner getan. Statistiken hierzu über gibt es freilich noch nicht, sie wären vielleicht interessant.

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Der Verlag von H. A. Brockhaus macht auf seine illustrierte Ausgabe des die napoleonische Kriegszeit behandelnden Romans „1812“ von Ludwig Nestler aufmerksam, die innerhalb drei Jahren 21 Auflagen erlebt hat. Die jetzt erschienene neueste Auflage ist die 27. seit der ersten Veröffentlichung des Romans. Nestler war 1799 geboren, hat also die napoleonische Zeit mit erlebt. Er starb 1860 in Berlin, von wo aus er namentlich als Kritiker großen Einfluß ausgeübt hatte. In seinem Roman „1812“ schildert er die napoleonische Herrschaft in Deutschland, den Kriegszug nach Rußland, den Untergang des napoleonischen Heeres daselbst und die Zeit bis zur Erhebung Preußens gegen Napoleon im Jahre 1813. Die Schreibweise des Romans ist sehr spannend und packend. Der Preis für das gut ausgestattete Buch beträgt 6 Mk. Es kann zur Anschaffung empfohlen werden.

Die geologische Entstehung des Bosphorus und der Dardanellen behandelt Dr. Emil Carls in dem soeben erschienenen Heft 6 der Halbmonatsschrift „Das Wissen“. Die interessanten Ausführungen werden durch beigegebene Abbildungen wesentlich veranschaulicht. Geheimrat Postlat Sauter schildert aus den Akten des vormaligen Generalpostamts die Tätigkeit der preussischen Postämter beim Rückzug Napoleons aus Rußland. Ein dritter Aufsatz anlässlich des Osterfestes ist dem Osterfest der alten Germanen gewidmet, während W. Böttner in einem ebenfalls illustrierten Artikel eigenartige, von jedem nachprüfende Experimente über Schwingungen schildert und erklärt. Aus der reichhaltigen Rundschau sind zu erwähnen: illustrierte Aufsätze über die jüngste durch die Tagesblätter bekannte Erdberschöpfung bei Wehlar, sowie über die in der vorigen Woche im Schwarzwald verpflückten vulkanischen Erdbenen, über Schmelztröche und anderes mehr. Probehefte der Zeitschrift und Satzungen des Vereins „Die Wissenschaft für Alle“, welcher die Zeitschrift herausgibt, sind in der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 125, kostenlos erhältlich. Der Eintritt kann mit April erfolgen.

„Die Tat“, die bekannte Niederländische Monatschrift beginnt am 1. April ihren fünften Jahrgang in nahezu verdoppelter